Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 29 — Bremen-Berlin, den 16. Juli — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Schuld und Menschen. Von E. Baars. — Kasualreden. II. Von D. Dreydorff. — Kritisches zu Kalthoffs „Religiöse Weltanschauung". Von Pfarrer Eisele-Schnaitheim. — Zwei Briefe Josephs II. Von H. Frenz. — Der ostasiatische Krieg und die evangelische Mission. Von Arper. — Die Lebensphilosophie einer Königin. II. Von Ernst Böhme. — Vom Büchertisch.

Schuld und Menschen.

Am Waldrand, draußen in der stillen Heide,
Fand endlich man nach tagelangem Suchen
Den Armen an des Baumes Zweig erhängt.
Geehrt, geliebt, in angesehner Stellung
Ward plötzlich alle Schuld von neidischer Seite
Ihm zum Verderben und zum Fluch enthüllt.
Mit einem Mal war all sein Glück zertrümmert,
Die Freunde waren in den Wind zerstoben
Und mit dem Amt war ihm das Brot geraubt.
Jetzt war er tot. — Ich stand an seiner Leiche
Im Trauerhaus in seiner Lieben Kreise,
Die tränenloser, stummer Gram zerfraß.
Ich hörte eines Pfarrers kirchlich enge,
Den Selbstmord hart als Sünde zeihende Rede
Und lauscht' vergeblich auf ein mildes Wort.
Ich sah die scheuen Blicke selbstgerechter
Und hört' das Flüstern mitleidloser Menschen;
Dann folgt' ich still der Leiche bis zum Grab.
Kein Kirchturm sandte ihm der Glocken Grüßen,
Kein Segen und Gebet klang in die Gruft ihm,
Dem „armen Sünder" folgte nur der Fluch. —
Wißt ihr, ihr kalten, stolzen, „frommen" Menschen,
Weißt du, im Priesterkleid gestrenger Richter,
Was jenen Mann getrieben in den Tod?
Was seine Kraft zerbrach und in Verzweiflung,
Nach bangem, schwerem, blutigem Todesringen,
Ihn drängte, daß nur eins ihm blieb, der Strick?
Habt ihr denn niemals in des Menschenlebens
Tiefinneres Elend liebend euch versenket,
Nie einer armen Seele Weh erkannt?
Glaubt ihr im Ernste, daß nach Zucht und Sitte,
Nach dem, was Anstand und Gesetz ihr nennt,
Der Mensch kann fragen in der Todesnacht,
Wo er allein mit sich die fürchterliche,
Die bange Stunde kämpft um Sein und Nichtsein,
Um seine Seele, um sein ewiges Ich?
Meint ihr, daß dann ihn kümmert, ob die Kirche
Ohn' Glockenklang und Pfarrerswort die Hülle,
Die weggeworfne, richtend noch entehrt,
Ob ihr von Schande redet und von feiger,
Gottloser Tat, von Sünde und Verbrechen,
Ob ihr ihm nachweint oder ihn verdammt?
Wohl dem, der stark in Gott und eignem Wollen,
Auch ein geächtet Leben weiter schleppen
Und mutig tragen kann die Last der Schuld!
Wohl dem, der einsam, groß auf Gott vertrauend
In ihn sich birgt und trotz der Menschen Richten
Den Weg durchs Leben kraftvoll weiter geht!
Doch den verdammen, der den Mut nicht findet,
Sein Weib und liebe Kinder in das Elend
Hineinzuziehen, das des Schuldigen harrt;
Der an der eignen Kraft verzweifelnd, seine
Zerbrochne Seele Gott befiehlt und mutig
Durchs Tor des Todes geht aus eigner Wahl?
Wo wart ihr denn, als schuldig er geworden
Und des Gerichtes Spruch sein Urteil fällte,
Als seine Seele schrie in wildem Weh?
Wo wart ihr, als ein neues Leben mannhaft,
Die Schuld zu sühnen, er voll Mut begonnen
Und man aufs neu sie in den Weg ihm warf?
Als hungernd, bettelnd er nach Arbeit suchte
Und Arbeit fand, die ihm das Mark verzehrte,
Bis er aus harter Not sich aufwärts rang?
Er kam empor und glaubt die Schuld gebüßet,
Er fand den Platz, auf dem er wirken konnte
Und hat begonnen, sich sein Glück zu bauen.
Er nahm ein Weib, er sah zwei liebe Kinder
Im eignen Heim; mit ganzer, heißer Liebe
Hielt er umschlungen, was ihm Gott geschenkt.
Aus seines Weibes, seiner Kinder Augen
Sah leuchten er Vergebung längst begrabner Schuld.
Dem treuen Weib hat er in ernster Stunde
Ehrlich gestanden, was er einst gebrochen.
Nie hat ihr Mund der bösen Tat gedacht.
Still, von der Liebe streng gehütet, ruht sie
Verborgen in des Herzens tiefstem Schreine

Und bunte Blumen blühn auf ihrem Grab. —
Da kam der Neider und mit hämischer Freude
Zerrt' er ans Licht, was Jahre überdeckten
Und schrie es laut hinaus in alle Welt.
Wo wart ihr da, als ihm die müden Arme
Zusammensanken und ins Herz ihm krallte
Verzweiflung, Scham und bitterheißes Weh?
Schlugt ihr ergrimmt zu Boden den Verruchten?
Kamt ihr als Freunde, denen seine Hülfe
In mancher Not die treue Hand gereicht? —
Jawohl, du kamst, der Kirche Christi Diener,
Du kamst und spracheſt viele ernste Worte
Von Bußetun und Gottes heiligem Zorn.
Hast dus gesehn, wie sich die Hände ballten,
Hast dus gehört, wie dir die Lippen fluchten
Und weh ein Seufzer aus der Brust sich rang? —
Dann kam es, wie es eben kommen mußte:
Entlassung! Und in seiner Stelle rückte
Der andre, der die Ehre ihm geraubt.
Und jetzt begann noch einmal er das Ringen
Mit Gott und mit dem eignen Ich; der Kinder
Und seines Weibes wegen sucht nach Brot
Er, sucht nach Arbeit, tagelang, vergebens.
Man will ihn nicht, man läßt ihn deutlich fühlen,
Daß für den Sträfling keinen Platz man hat.
Das war das Ende! — O ihr kleinen Menschen,
Ihr engen Seelen, mitleidslosen Herzen,
Eur' Christentum ist Schein und leerer Schall!
Fiels keinem ein, wie Christ dem sündigen Bruder,
Dem Schuldbeladenen seine Hände reichte,
Wie Jesus sprach: „Steh auf und trau auf Gott".?
Er sah auch im Gefallenen den Menschen,
Noch im verlornen Sohn den Gottgebornen
Und glaubt' an Reue und an Auferstehn.
Er hob den Ausgestoßenen aus dem Staube
Mit starker Liebe sanft empor und führte
Zum Selbstvertraun Verzweifelnde zurück.
Ihr nennt euch Christen, nennt euch Jesu Jünger,
Ihr wißt vom „rechten Glauben" schön zu reden,
Jedoch sein Geist erstarb schon längst in euch.
Wie konnt' der Arme Liebe glauben, wenn nur
Der stolze Hohn aus euern kalten Mienen
Lieblos und hart sein wundes Herze traf?
Glaubt mir, er hat zu seinem Gott gebetet,
Als einsam er die Heide bleich durchquerte,
Als bang die Lippen zitterten: „Vergib,
Vergib, o Gott, wenn meine Tat Verbrechen,
Wenn mein Verzweifeln Sünde ist. Erbarme,
Erbarme, Vater, du dich meiner Not."
Er hat gebetet, als die nassen Augen
Gen Himmel starrten und ein letztes Grüßen
Zu seinen armen, armen Lieben flog.
Er hat gebetet, als den Strick er legte
Um seinen Nacken und ein tiefer Seufzer,
Der letzte, sterbend sich der Brust entrang. —
Jetzt könnt ihr eure frommen Liebesgaben
Der Witwe und den fluchbeladenen Waisen
Als gute Christenmenschen edel weihn.
Was ihr auch tut, ihr könnt die Schmach nicht tilgen;
Denn eur' Verfehlen ist größer als das seine,
Ihr müßtet flehn: Vergieb uns unsere Schuld! —
Ich aber bin vom Friedhof in die Heide
Gewandert bis an jene grause Stelle,
Hab' dort gesonnen über Menschenlos
Und über Menschenirren — Menschenliebe,
Die man so laut als Christentugend rühmt,
Und fand: „Verdammen ist die größte Schuld."
Es stieg mir bang aus meiner Seele Tiefen
Wie Grabesweh und bitterer Gram erfaßte
Mein Herz, als Menschen, ich an euch gedacht. —
Da, als der Abendsonne Glutendämmer
Die Heide übergoß und Abendfriede
Mich Einsamen am Waldessaum umfing,
Da grüßte mich des Heilands Marterbildnis
Und leise klang es in mein Weh hernieder:
„Des Vaters Liebe decket alle Schuld!"
Als dann die Sonne war zur Rast gegangen
Und weiche Schatten auf mich niedersanken,
Ward's in mir still. Ich kehrte ernst zurück,
Doch nicht mehr bitter wars in meinem Herzen.
„Laß mich, o Gott, an deine Liebe glauben;
Du führst den Tag herauf, da frei und groß
In Christi Lieb', durch seinen Geist verbunden,
Die Menschen Menschen werden, die den Bruder
Verstehen wollen und ihr Christentum
Als Menschentum begreifen, dem Verdammen
Und lieblos Richten als die schwerste Sünde
Und liebend Helfen als die schönste Tat,
Als edler Menschen Köstlichstes erscheinet.
Dann braucht kein „armer Sünder" zu verzweifeln,
Ihn trägt die Freundesliebe durch die Schuld. —
Ist fern das Ziel, ich will entgegenringen
Mit stolzem Mut ihm und mit frohem Hoffen.
Das sei mein Gruß in jenes Armen Gruft."

E. Baars.

Kasualreden.

Von D. Dreydorff.

II.

2. Zur Abendmahlsfeier.

Der Abendmahlsfeier pflegt eine gemeinsame kirchliche „Vorbereitung" vorauszugehen, deren Zweck ist, die Abendmahlsgäste in die dieser Kultushandlung entsprechende fromme Stimmung zu versetzen und das, was der Apostel unter dem „unwürdigen Essen und Trinken" versteht, zu verhüten. Dafür nach Möglichkeit zu sorgen, wird also die Aufgabe der auf die Abendmahlsfeier bezüglichen Kasualrede sein. Die Teilnahme an der kirchlichen Vorbereitung ist an vielen Orten nicht mehr obligatorisch, sondern dem freien Ermessen der mündigen Gemeindeglieder überlassen, und es läßt sich dafür geltend machen, daß der Christ immer in der rechten Stimmung für diese Feier sein und es also einer besonderen Vorbereitung auf sie nicht bedürfen sollte. Doch muß auch zugestanden werden, daß diese ideale Forderung nur von wenigen erfüllt wird und daß man deshalb an der Sitte der kirchlichen Vorbereitung festzuhalten Grund hat. Freilich da nicht mehr, wo sich etwa nur noch wenige daran beteiligen! Denn es liegt alsdann die Gefahr nahe, daß sich diese für die allein würdigen Abendmahlsgäste halten und pharisäisch Gott danken, daß sie nicht sind wie die anderen. Die Kasualrede des Predigers wird in solchem Falle daran zu erinnern haben, daß die vom Apostel geforderte Würdigkeit nicht von der Teilnahme der Kommunikanten

an der kirchlichen Vorbereitung, sondern von ihrer Stellungnahme zur heiligen Handlung abhängt, insbesondere von der Frage, ob sie ernstlich wollen, was diese bedeutet, und daß die Kirche nicht mehr als Hülfe zur Vorbereitung, um die sich jeder für sich bemühen muß („der Mensch prüfe sich selbst", 1. Kor. 11, 28), zu bieten hat.

Was nun die Bedeutung der Abendmahlsfeier betrifft, so gehen die Meinungen darüber auch in der evangelischen Christenheit noch weit auseinander, und es ist nicht meine Absicht, die dogmatische Frage hier anzuschneiden oder gar zu entscheiden. Auch wird der Prediger in seiner Vorbereitungsrede am besten davon absehen und sich an dem genügen lassen, wofür er auf die Zustimmung aller evangelischen Christen rechnen darf. Denn auch die weit rechts stehenden werden nicht leugnen, daß das Abendmahl an erster Stelle eine Gedächtnisfeier ist und die Teilnahme an ihr schon als solche ein Bekenntnis, das jedes andere überflüssig erscheinen läßt. Da der Christ im Tode Jesu, an den die heilige Handlung erinnert, den stärksten Beweis seiner Liebe sieht, so wird Dank die Seele jeder würdigen Abendmahlsfeier sein und je aufrichtiger und wärmer das Gefühl des Dankes der Kommunikanten ist, desto gewisser verbindet sich mit dem feierlichen Bekenntnisakt das Gelübde, der Gemeinschaft mit Jesu im „Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit" immer würdiger zu werden.

Ich setze den Komparativ „würdiger"? Ja, denn ganz unwürdig ist keiner, der sich in dieser Gesinnung zur Teilnahme an der Abendmahlsfeier entschließt. Nur wer damit, unabhängig von seinem sittlichen Zustand, etwas erschleichen zu können wähnt, ist es. Dieser Wahn, genährt durch die der Feier meist vorausgehende Absolutionserteilung, ist leider noch so weit verbreitet, daß ihm der Prediger in seiner Vorbereitungsrede nicht ernstlich genug und kaum zu oft entgegentreten kann. Geschehen wird dies vielleicht am überzeugendsten durch die Erwägung, daß es sich um die Feier eines Mahles handelt und daß Brot und Wein nicht Arznei, sondern Nahrungsmittel sind, deren Bestimmung ist, ein — wenn auch vielleicht schwaches, doch noch vorhandenes und wesentlich gesundes — Leben zu stärken. Die Anwendung aufs sittlich-religiöse Leben, das ebensowenig wie das leibliche durch magisch wirkende Kräfte genährt wird, ergibt sich daraus von selbst.

Besonders nahe liegt die Gefahr des abergläubischen Mißbrauchs bei der Abendmahlsspendung am Krankenlager. Der Prediger wird sie nicht weigern können, aber er wird wohltun, die Angehörigen zur Teilnahme zu veranlassen und der Feier damit den Charakter der Kommunion (Gemeinschaft) zu erhalten, der ihr wesentlich ist und deshalb nicht vermißt werden darf. Nötigenfalls biete er sich selbst an, um sich der Verheißung (Matth. 18, 20) getrösten zu können. Hier liegt es nun nahe, auf die Frage nach den Sonderkelchen einzugehen; aber ich unterlasse es, weil sie m. E. noch nicht spruchreif ist und mit der Kasualrede als solcher nichts zu tun hat. Ist die Bazillengefahr wirklich so groß, wie man sie neuerdings darstellt, so werden sich ängstliche Leute nicht mehr an der Abendmahlsfeier beteiligen, wenn es bei der Sitte des Einen Kelches bleibt. Aber beachtenswert ist, was neulich im „Protestantenblatt" dazu bemerkt wurde; ich meine, daß die Abendmahlsfeier mit der Beseitigung des einen Kelches, davon es heißt: „Trinket alle daraus", viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verlieren würde. Wenn man, wie ich es zu halten pflegte, je zehn bis zwölf Kommunikanten um den Abendmahlstisch versammelt, so läßt sich, ehe die nächstfolgenden herantreten, für die Sauberkeit des Kelches genügend sorgen. Und wie, wenn man den Überängstlichen erlaubte, sich am Brot genügen zu lassen? „Das wäre katholisch!" Ja, aber doch nicht in dem Sinne, daß wir uns als evangelische Christen dagegen grundsätzlich verwahren müßten.

3. Trauung.

Seitdem die Ehe auf dem Standesamt geschlossen wird und da geschlossen werden muß, weil sie anders ungesetzlich wäre, ist das Wort „Trauung" für den kirchlichen Akt, wenn man darunter „das Zusammengeben der Verlobten" versteht, nicht mehr zutreffend. Denn diese, wenn sie dazu kommen, erscheinen vor dem Prediger als rechtlich verbundene Ehegatten und, wenn beide Christen sind, als christliche Ehegatten. Es steht der Kirche nicht zu, diese Tatsache zu ignorieren, und weit entfernt, die neue Ordnung zu beklagen, sollte sie dankbar dafür sein. Denn erst durch sie ist diese Kultushandlung, was doch für jede unerläßlich ist, eine freie geworden; und wie es in das Ermessen der Nupturienten gestellt ist, sie zu begehren, so hat nun auch nicht der Prediger, aber die Kirche das Recht, sie unter Umständen zu versagen. Die zahllosen Konflikte, die ehedem daraus entstanden, daß der Staat eine Ehe für zulässig erklärte, die von der Kirche nicht als eine christliche anerkannt werden konnte, weil die Motive derselben notorisch unsittliche waren, haben seitdem aufgehört, und das ist ein Gewinn, der von gewissenhaften Predigern nicht hoch genug anzuschlagen ist. Wie selten die Fälle sein mögen, in denen sich solche veranlaßt sehen mögen, die kirchliche Einsegnung zu weigern: sie kommen doch vor, und ich selbst habe es zweimal getan, weil mir die Worte: „Was Gott zusammengefügt hat" ꝛc. auf die zwar rechtlich, aber unsittlicherweise Verbundenen anzuwenden, blasphemisch erschien.

Mit denen aber, die gegen die staatliche Ordnung der Eheschließung deshalb frondieren, weil sie diese für ein kirchliches Monopol halten, ist nicht zu rechten; man muß diese Ansicht ihrer Unwissenheit zu gute halten. Doch ist auch der Mehrzahl der verständigen Prediger in dieser Sache noch mehr Klarheit und Konsequenz zu wünschen. Dazu gehört, daß sie die standesamtlich und somit gesetzlich Verbundenen nicht als Verlobte, sondern als Ehegatten anzureden haben, als solche, die nicht eine zweite Trauung, soudern die religiöse Weihe ihres Ehebundes begehren. Es kann also auch nicht mehr gefragt werden, ob eines das andere zum Ehegatten „nehmen, haben und behalten" wolle, wie vormals die Formel zu lauten pflegte, sondern etwa so: „Wollt ihr eure nach dem Gesetz des Landes geschlossene Ehe im Namen Jesu führen", „so wie es Christen geziemt", oder dem ähnlich, und nach Bejahung dieser Frage ist die Ehe einzusegnen, mit einer am besten liturgisch feststehenden „Verheißung", die christlichen Ehegatten als solchen gegeben ist. Die der Einsegnung vorausgehende Ansprache wird demgemäß das Wesen der christlichen Ehe hervorzuheben haben; aber dies nicht mit Geringschätzung der bereits nach dem Gesetz geschlossenen. Im Gegenteil, wie es der Wahrheit entspricht, so wird es auch angezeigt sein, gelegentlich daran zu erinnern, daß die Ehe an sich und überall — und also auch außerhalb der christlichen Gemeinschaft — etwas Heiliges ist, wohl aber in dieser, wie auch sonst alles Irdische, durch den christlichen Geist eine höhere Würde, Vergeistigung und Verklärung finden soll. Dieser christliche Charakter der Ehe wird aber keinem durch die kirchliche Einsegnung verbürgt. Gilt doch auch hier das Wort Luthers: „Du mußt es bei dir selbst beschließen!" Es kann vorkommen, daß eine bloß standesamtlich geschlossene Ehe eine christliche ist, und daß viele kirchlich eingesegnete Ehen vom ersten Tag an unchristliche sind, ist notorisch.

Was den Inhalt der kirchlichen Traurede betrifft, so findet der jüngere Prediger, bezüglich des immer Erforderlichen, eine vortreffliche Anleitung bei E. Henke, Liturgik und Homiletik, 1876, S. 466—468. Mit Recht wird da vor der Übertreibung gewarnt, „als ob die Ehe Selbstzweck sei", „eine genügende Fülle von Heil und Glück", und wie wenn das Leben vorher noch keinen rechten Inhalt gehabt habe. Desgleichen „vor dem lügenhaften und schmeichlerischen Rühmen des christlichen Sinnes der Beteiligten, als solcher, die der Ermahnung zur Ausdauer und Treue eigentlich nicht bedürften, weil sie ganz von selbst „alles erfüllen werden", und ebenso vor dem „Preisen der wunderbaren höheren Fügung, welche sie zusammengefügt habe", während der Prediger sehr oft die niederen, mensch-

lichen Motive kennt." In einem nur kann ich dem vortrefflichen Homileten nicht zustimmen. Das ist die Forderung, daß „die Unterordnung des Weibes unter den Mann" als ein in der christlichen Ehe Unerläßliches recht betont werde. Das Wort: „er soll dein Herr sein" oder, wie andere übersetzen: „er soll Gewalt über dich haben", ist lange genug zum Nachteil der Frau mißbraucht worden und es ist an der Zeit, daß es ganz in Wegfall komme. Will man dasselbe aus dem Neuen Testament herauslesen und beruft man sich dafür auf Epheser 5, 24 ff., so liegt doch am Tag, daß die Vergleichung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mit dem zwischen Christus und seiner Gemeinde zwar hochpoetisch, aber undurchführbar ist. Es liegt da auch im Neuen Testament noch ein Widerspruch vor. Denn wo die Frau als dem Mann gleichstehende sittliche Persönlichkeit gewürdigt wird — und das ist christlich — (Gal. 3, 21), da kann nicht hinterher verlangt werden, „daß die Weiber untertan seien ihren Männern in allen Dingen" (Ephes. 5, 24). Rechtsordnungen aufzustellen, ist absolut nicht Sache der Kirche, sondern des Staates. Die christliche Ethik weiß nichts von Rechten, die der einzelne geltend zu machen hätte; sie kennt nur Pflichten. Gelingt es dem Prediger, das Wesen der christlichen Liebe gut darzustellen, wozu 1. Kor. 13 die beste Anleitung bietet, so wird es ihm nicht schwer fallen, die Hörer zu überzeugen, daß solche Liebe „des Gesetzes Erfüllung ist" (Röm. 13, 10) und namentlich im christlichen Ehestande mehr leistet, als von irgend einem Gesetz gefordert werden kann.

Kritisches zu Kalthoffs „Religiöse Weltanschauung".

In seinen Reden über „Religiöse Weltanschauung" spricht sich der den Lesern dieses Blattes wohlbekannte A. Kalthoff mit anerkennenswerter Deutlichkeit über das neue Naturbild aus, wie es durch die drei Gedanken der Unendlichkeit der Welt, der ewig sich gleich bleibenden Kraft und der Weltentwicklung als „Errungenschaft moderner Naturbetrachtung" bestimmt ist. Doch eben diese Ausführungen Kalthoffs, die wie alle anderen in seinen Reden und Aufsätzen (vgl. „Freies Wort", Jahrg. 3, Heft 19 u. 20) durch ihren freien und frischen Ton gegenüber sonstigen theologischen Erörterungen angenehm berühren, stellen vor neue Fragen, die hier kurz besprochen sein mögen.

In der Rede über „Entwicklung" tritt K. der Frage nahe, ob die religiöse Kraft des Glaubens an die Weltschöpfung in den Gedanken einer Weltentwicklung einzugehen vermöge. Letztere stellt K. dar im Sinne der Kant-Laplaceschen Theorie, welche an den Anfang jene unendliche Nebelmasse stellt, aus der infolge der gegenseitigen Anziehung der einzelnen kleinen beweglichen Pünktchen (Atome) eine große, in drehender Bewegung schwingende Kugel wird usw. Nun diese Nebelmasse, deren Bild aus den Tiefen der Ewigkeiten vor uns auftaucht — war sie allein da und außer ihr nichts? Oder war außer derselben eine geistige Potenz vorhanden — ein primum movens, wie sie Aristoteles genannt, oder ein lebendiger Gott, wie Christen sie hießen und heißen? Kalthoff selbst bestimmt als den „Sinn dessen, was der Volksmund als eine Schöpfung der Welt aus dem Nichts bezeichnet" — daß diese Welt in nichts von alledem, was wir von ihr kennen und erfahren, den Daseinsgrund haben kann. Wenn nun die Welt aus dem Urnebel sich entwickelt zu dem Schauplatz, auf dem der Menschengeist seine Triumphe feiert; wenn im Urnebel bezw. in dessen einzelnen, winzig kleinen, beweglichen Pünktchen eine lebendige Kraft der gegenseitigen Anziehung waltet, infolge der sie sich zu einer großen Kugel zusammenballen; wenn weiter Bewegung und Verdichtung der Kugel, Reibung und Wärmeerzeugung, Zerreißung der Weltkugel und Abschleuderung einzelner kleinerer Kugeln, dann deren Drehung und Zerreißung bis zur Erkaltung und Erstarrung der Erden und Monden — wenn das alles sich anschließt bezw. aus und nach einander sich entwickelt, so würde diese Evolution, da bis zur Bildung der Erde als solcher noch keine Intelligenz sich zeigt, sich als Folge eben der den Atomen immanenten Kraft der Anziehung denken lassen, wobei allerdings merkwürdig wäre, daß und warum diese Kraft, wie Kalthoff bemerkt, sich auf einmal gegen sich selbst wenden und dadurch die Weltkugel in sich selber zerreißen soll. Aber nun werden durch die Sonnenstrahlen infolge des ersten auf die Erde niederfallenden Regens die in der hart gewordenen Lava schlummernden Lebenskeime geweckt, die in der Erdrinde gehaltenen Bewegungskräfte in lebendige Zellen umgewandelt, d. h. in winzig kleine Lebewesen mit eigener Kraft der Fortpflanzung — da ist das erste Pflanzenleben geschaffen. Im Meer saugt das Pflanzenleben neue Kraft ein, daß es lernt, die Beute selbst zu erhaschen, bis die Kraft des Lebens die Tierpflanze losreißt von der Scholle, bis der Fisch sich frei bewegt im Wasser; und wieder nach unfaßbaren Zeitläufen werden die Werkzeuge des in allerlei Formen und Stufen entwickelten tierischen Lebens geschärft zu geistigem Vermögen, und — der Mensch beginnt seine Geschichte, die Geschichte einer allzeit über sich selbst hinausweisenden Kultur. Also am Schluß der Entwicklung tritt der Geist auf — war das Absicht oder Zufall? Wer letzteres nicht glauben kann oder will, wer jener Entwicklung um ihres Zieles willen auch einen Plan und Sinn unterlegt — ist der nicht gezwungen, außer und vor dem Urnebel, außer und vor der in seinen Atomen lebendigen Anziehungskraft, eine geistige Potenz, eine Intelligenz zu setzen und sie dann auch zu nennen? Das anzunehmen wird logisch nicht schwerer sein, als den Urnebel mit der Anziehungskraft seiner Atome gleich Gott zu setzen; auch nicht schwerer, als alle und jede geistige Potenz zu leugnen und damit auch „neue, größere, geistigere Lebensziele", welch letztere Kalthoff anerkennt. Wenn also aus den Tiefen der Ewigkeiten das Bild jener unendlichen Nebelmasse vor uns auftaucht, warum nicht lieber noch einen Schritt tiefer und weiter hinein in diese Ewigkeiten? warum nicht unbeschadet dessen, daß unser Wissen in diesen höchsten und letzten Fragen Stückwerk ist und bleibt, warum nicht doch den Gottesglauben, wenn ihn Kalthoff doch nicht ablehnt und abweist, vor das Bild jener Nebelmasse setzen oder stellen? Die Denkbarkeit dessen, was wir in dem Begriff eines persönlichen Gottes meinen, ist nicht schwerer als die Denkbarkeit des Absoluten im Sinne des Pantheismus, welch letzterer ja allezeit edle und gediegene Vertretung gefunden hat und noch findet.

Gehen wir weiter zu der Welt, wie sie geworden ist und besteht. Kalthoff schreibt: „Gewiß, unfühlend ist die Natur, sie hat kein Herz für Glück und Unglück der Menschenkinder"; er spricht von eherner Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, von einer ewigen, unentrinnbaren Notwendigkeit, in welche unsere Menschengeschicke im Größten wie im Kleinsten eingefügt sind. Mit ergreifenden Worten weiß er vom „Gesetz der Vererbung" zu reden, dem alles verfallen ist, was Mensch heißt, ja, was lebendig ist, ob es nun der Erbsegen oder der Erbfluch ist, in welchen sich das Erbe für die einzelnen spaltet. Trotzdem aber ist für Kalthoff der Gott, dessen Angesicht dieses neue Naturbild uns schauen läßt, die Liebe; ja, er wird als Gott der Liebe nur um so lebendiger und klarer für die Menschenseele, und auch das neue Bild der unfühlenden, herzlosen Natur ruft uns zu, daß Gott die Liebe ist. Nun ist das Dichtung oder Wahrheit, wenn so Kalthoff, um modernes Naturbild und den Glauben „Gott ist die Liebe" mit einander auszugleichen, beispielsweise schreibt: „Die Tiere gehen ihrer Nahrung überall hin nach, weite Strecken der Erde durcheilen sie, die Luft durchsegeln sie und im dunklen Drang ihrer Liebe sind sie sich des rechten Weges wohl bewußt?" Der verstorbene Hallenser Professor R. Müller hat in seinem „Antäus oder die Natur im Spiegel der Menschheit" gefragt: „Ver-

einigt sich das mit Liebe und Fürsorge, daß das eine vom anderen zu leben gezwungen ist, es auffrißt und nichts danach fragt, ob es diesem anderen angenehm oder entsetzlich sei, in den Rachen eines Raubtiers oder einer Riesenschlange spazieren zu müssen?" Für Müller folgt aus dem unfühlenden Wesen des Naturstaats, daß wir unsere ethische Welt — und zu dieser gehört ja auch die Liebe — nicht auf den Naturstaat übertragen dürfen. Die poetische und rhetorische Form, in welcher Kalthoff über Liebe als Erbschaft der Natur für Pflanzen, Tiere und Menschen sich ausspricht, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier in seinen Ausführungen eine Lücke klafft und ein Widerspruch vorliegt. Denn, daß die ihrer Nahrung nachgehenden Tiere im dunklen Drang der Liebe handeln, wenn sie schwächere angreifen und verzehren, das werden die letzteren als ein Widerfahrnis empfinden, auf das sie lieber verzichten würden. Man mag über die biblische Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte (1. Mos. 1—3) theologisch denken wie man will: daß ursprünglich alles, was Gott geschaffen hat, sehr gut war, daß zuerst Menschen und Tiere von Pflanzen und nicht von Fleisch sich nähren sollen, daß Leiden und Sterben der Menschen, die Dornen und Disteln des Ackers erst nach den Sündenfall gestellt und von diesem abgeleitet werden — das werden wir, auch wenn wir die Unvollkommenheit und besonders die Vergänglichkeit des Geschaffenen anders erklären, doch nur aus der Empfindung des Widerspruchs zwischen dem Gottesglauben und der Naturwirklichkeit ganz verstehen. Das gleiche Motiv dürfte letztlich auch dem Glauben an Teufel und böse Geister zu grunde liegen und zu dem Exorzismus in seinen mancherlei Formen und Gestalten geführt haben, als zu dem Versuch, mittelst Beschwörung den schädigenden und zerstörenden Einwirkungen der Natur zu begegnen. Daß gerade auf dem Boden des Monotheismus das Problem des Ursprungs des Bösen und des Übels oder des natürlich und sittlich Bösen als besonders drückend und schwierig sich geltend machte und macht, das hebt besonders Tiele in seinen „Grundzügen der Religionswissenschaft" deutlich hervor.

Nicht widerspruchslos ist endlich, was Kalthoff ausführt über die Frage der sittlichen Verantwortlichkeit im Verhältnis zu den auch für die Menschen bestehenden Gesetzen der Vererbung und der Anpassung. Letztere, die man auch als soziale Abhängigkeit bezeichnen kann, bedingt oder gestaltet auch die feineren und feinsten Äußerungen des Menschenwesens, die Gedanken- und Empfindungswelt, die sittlichen Anschauungen und Urteile. Diese heißt Kalthoff geradezu „Werkzeuge, die sich bilden in der Übung, sich anpassen den Lebensbedingungen, unter denen wir stehen". Daß es dennoch eine sittliche und soziale Verantwortlichkeit gibt und geben kann, leitet Kalthoff davon ab, daß wir ja selber den Zustand der Gesellschaft, der die sittlichen Anschauungen und Urteile des einzelnen bestimmt, schaffen bezw. mitschaffen, z. B. durch unser Schweigen zu Torheiten, durch unser Mitmachen, Entschuldigen und Schönfinden, wo ein kräftiges Wort am Platze wäre. Woher aber kommt nun — so ist hier zu fragen — die Empfindung des Widerspruchs zwischen dem, was ist und dem, was sein soll — diese Empfindung, welche als Antrieb zur Besserung oder als Stachel der Reue wirkt? Aus der Umgebung, aus dem Milieu kann dieser Faktor oder Hebel des Fortschritts nicht abgeleitet oder erklärt werden, denn er steht und wirkt ja im Gegensatz zu der Gewohnheit, wie sie sich entwickelt und gebildet hat, und er wirkt eben dadurch, daß die sittlichen Anschauungen und Urteile einzelner andere sind oder werden, als bei der Gesamtheit, deren Glieder jene einzelnen sind. Hat hier Kalthoff, der doch eine so ausgeprägte Persönlichkeit ist und als solche kämpft, nicht eben die Bedeutung der Persönlichkeit übersehen?

Pfarrer Eisele-Schnaitheim.

Zwei Briefe Josephs II.

Joseph II., der geniale Sohn Maria Theresias, dessen einziger Fehler es gewesen ist, seiner Zeit zu weit vorgeschritten zu sein, dieser Reformator auf dem Throne, hatte besonders den kirchlichen Mißbräuchen in seinen Erblanden ein Ende zu machen versucht und schon als Mitregent seiner kriegerischen Mutter gegen den Jesuitenorden, dessen Gefährlichkeit er nur zu gut erkannte, energisch Front gemacht. Er und Kaunitz, der geistvolle Diplomat, setzten ihre ganze Kraft darein, die Kaiserin zu scharfen Maßregeln gegen den Orden zu veranlassen.

Jetzt, wo die Gefahr eines Eindringens der Jünger Loyolas in Deutschland wieder am Horizonte des politischen Lebens auftaucht, sind zwei fast unbekannte Briefe Josephs II., in denen dieser sich eingehend über die Gesellschaft Jesu ausspricht, und die A. Michiels zum erstenmal veröffentlichte, von besonderem Interesse.

Der erste ist an den Herzog von Choiseul, dem damaligen Staatssekretär und Pair von Frankreich, gerichtet und hat folgenden Wortlaut:

Mein Herr!

Ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir beweisen. Wenn ich Souverän wäre*), so könnten Sie auf meine Mitwirkung rechnen. Was die Jesuiten und den Plan der Aufhebung ihres Ordens betrifft, so bin ich vollständig Ihrer Meinung.

Rechnen Sie nicht zu sehr auf meine Mutter, denn die Anhänglichkeit an diese Gesellschaft ist im Hause Habsburg erblich geworden.

Aber Kaunitz ist Ihr Freund; er vermag bei der Kaiserin alles, und in den sämtlichen Angelegenheiten, die sich auf die Vernichtung des Ordens beziehen, wird er mit Ihnen in Übereinstimmung sein.

Ich kenne diese Leute so gut, wie irgend jemand, kenne alle ihre Pläne; alle ihre Anstrengungen, in der Welt Finsternis zu verbreiten und überall Verwirrung zu stiften, damit die Jesuiten Europa vom Vorgebirge Finisterre bis zum Eismeere hin regieren können.

Wenn mein Großoheim Joseph I. nicht auf den Thron gestiegen wäre, so hätten wir in Deutschland vielleicht den Versuch eines Königsmordes gesehen. Er kannte sie aber von Grund aus.

Als der Sanhedrin des Ordens eines Tages die Aufrichtigkeit seines Beichtvaters beargwöhnte und vermutete, daß dieser Mann dem Kaiser mehr als dem Vatikan ergeben sei, wurde er nach Rom beschieden. Er sah das schreckliche Schicksal voraus, welches ihn dort erwartete und bat den Kaiser, diese Reise zu verhindern. Aber alle Anstrengungen des Monarchen waren vergeblich, und der Nuntius selbst bestand auf die Abreise des Beichtvaters. Von diesem Despotismus gereizt, erklärte Joseph I., wenn der ehrwürdige Vater gezwungen werde, sich nach Rom zu begeben, so werde er nicht allein gehen, sondern alle Jesuiten der österreichischen Staaten sollten ihn begleiten, um nie wieder an irgend einem Orte der Monarchie zu erscheinen.

Diese unerwartete und für jene Zeit beinahe verwegene Antwort bestimmte die Jesuiten, ihre Beute fahren zu lassen. So war der Geist der alten Zeiten, und ich sehe wohl, daß da eine Änderung eintreten muß.

Leben Sie wohl; möge der Himmel Sie noch lange Frankreich, mir und Ihren zahlreichen Freunden erhalten.

Januar 1770. Joseph."

Seiner Freude über den endlich erreichten Sturz des Ordens gibt Joseph unverhohlen Ausdruck in einem zweiten Briefe, der an den „Grafen Aranda, Ritter des Goldenen Vließes, Granden von Spanien, Geheimrat, vorsitzenden Minister beider Kastilien und Gesandten beim französischen Hofe" gerichtet ist.

*) Joseph II. kam erst im Jahre 1780 zur Regierung; von 1765—1780 war er nur Mitregent.

In diesem heißt es:

„Mein Herr!

Clemens XIV. hat sich einen unsterblichen Ruhm erworben, als er die Welt von den Jesuiten befreite*), diesen Meuchelmördern des Christentums, deren Name bloß noch in der Geschichte der Glaubensstreitigkeiten und des Jansenismus Erwähnung finden wird.

Ehe man sie in Deutschland kannte, war die Religion für die Völker eine Quelle der Glückseligkeit; aber diese Menschen haben sie gefälscht und aus ihr ein häßliches Götzenbild, ein Werkzeug ihres Ehrgeizes, einen Deckmantel für ihre schändlichen Pläne gemacht.

Das hauptsächliche und einzige Ziel, welches die Jesuiten verfolgen, besteht darin, ihren Ruhm und ihre Macht auszubreiten und die Welt in tiefe Finsternis zu hüllen.

Die Unduldsamkeit der Jesuiten hat die Leiden eines dreißigjährigen Krieges über Deutschland verhängt; ihre Grundsätze haben Heinrich von Frankreich um Thron und Leben gebracht; der grausame Widerruf des Edikts von Nantes hat ihr Werk gekrönt.

Ihr Einfluß auf das Haus Habsburg ist nur zu bekannt. Ferdinand II. und Leopold hörten bis zu ihrem Tode nicht auf, sie zu beschützen. Die Erziehung der Jugend, die Literatur, die Verteilung von Belohnungen, die Ernennung zu den höchsten Stellen, das Ohr der Könige, das Herz der Königin, mit einem Worte, alles wurde ihrer listigen Leitung überliefert.

Man weiß nur zu genau, welchen Gebrauch sie davon machten, welche Pläne sie auszuführen verstanden, welche Ketten sie für die Völker schmiedeten.

Es ist mir nicht unbekannt, daß, nächst Clemens dem Großen, die Minister der Zweige des Hauses Bourbon den größten Anteil an der Vernichtung des Ordens gehabt haben. Die Nachwelt wird ihre Anstrengungen zu schätzen wissen.

Wenn ich hassen könnte, so würde ich eine Menschenklasse verabscheuen, welche Fenelon verfolgte und Rom verächtlich machte.

Leben Sie wohl.

Wien, Juli 1773. Joseph."

Maria Theresia war nur schwer zu bewegen gewesen, die Verordnung zu unterschreiben, die die Jesuiten aus Österreich vertrieb und auch die Wahl eines anderen Beichtvaters fiel ihr schwer; denn bis dahin hatten von Ferdinand I. an alle ihre Ahnen und alle ihre Verwandten stets einem Mönche des spanischen Ordens ihr Herz geöffnet.

Das Hauptverdienst an der Vertreibung des Ordens gebührt wohl Kaunitz, der auch zur Feier seines Sieges eine Denkmünze schlagen ließ, auf der man die Sonne aus dem Chaos, dessen Oberfläche sie beleuchtet, strahlend hervorgehen sieht und die die spöttische Umschrift trägt: „Nascitur ordo." Die Jahreszahl 1773 zeigt das Datum der Vernichtung des ehrgeizigen Ordens an. H. Frenz.

*) Clemens XIV. hob im Jahre 1773 den Orden auf, der aber im Jahre 1814 von Pius VII. wieder hergestellt wurde.

Der ostasiatische Krieg und die evangelische Mission.

Welchen Einfluß wird der japanisch-russische Krieg auf die Heidenmission in Ostasien ausüben? Diese Frage legt sich, je länger je mehr, den Missionsfreunden schwer auf die Seele. Ein Versuch, sie zu beantworten, könnte angesichts des unsicheren Ausganges des Krieges verfrüht erscheinen. Immerhin liegen die Dinge klar genug, um ein bedingtes Urteil abgeben zu können.

Für die Mission in Japan scheint auf den ersten Blick ein glücklicher wie ein unglücklicher Ausgang des Krieges kaum eine Förderung bedeuten zu können. Schon der Sieg der Japaner im Kriege mit China hat ihr Selbstbewußtsein in übertriebener Weise anschwellen lassen; der Sieg über eine europäische Macht würde zweifellos die gleiche Folge in verstärktem Maße hervorrufen. Für die Mission könnte das ein ernstes Hemmnis werden. Je mehr die Japaner sich den Europäern ebenbürtig oder gar überlegen dünken, um so näher liegt die Gefahr, daß sie sich den vom Abendland ausgehenden religiösen Bestrebungen gegenüber ablehnend verhalten. Freilich, absolut sicher ist das nicht, es könnte u. E. auch anders kommen, und gerade in Japan kommt manches anders, als der Europäer sich ausgerechnet hat. Der große Rückschlag, der ausgangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Missionsarbeit in Japan auf Jahre lähmte, hatte anerkanntermaßen seinen Grund darin, daß die Japaner fürchteten, durch den christlichen Geist würde die Besonderheit und Eigentümlichkeit des japanischen Charakters und damit die Grundlage der nationalen Selbständigkeit untergraben. Der Patriotismus, die größte japanische Macht, wandte sich gegen das Christentum. Als sich Japan aber nach dem Kriege mit China mehr und mehr von Europa anerkannt sah, machte die Feindschaft gegen das Christentum einer freundlicheren Stimmung Platz. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Sieg Japans über Rußland eine ähnliche Wirkung haben könnte.

Ein Unterliegen freilich würde zwar die überspannte Selbsteinschätzung der Japaner auf ein vernünftiges Maß herabsetzen, aber ob dann nicht unter dem glühenden Haß gegen das siegreiche Rußland auch die Glieder anderer europäischer Nationen — vielleicht mit Ausnahme der „verbündeten" Engländer — zu leiden haben würden, und mit ihnen die Mission?*)

Mit größerer Sicherheit können die Folgen des Krieges für die evangelische Mission in Korea und der Mandschurei abgeschätzt werden. In beiden Ländern hatte die evangelische Mission vor Ausbruch des Krieges vielversprechende Arbeitsfelder. In Korea wirkten amerikanische Presbyterianer und bischöfliche Methodisten, in der Mandschurei schottische und irische Presbyterianer. Freilich war hier schon seit einigen Jahren das evangelische Missionswerk durch die Russen erschwert und zurückgehalten worden. Ein für die Russen siegreicher Ausgang des Krieges würde höchstwahrscheinlich die vollständige Fesselung, ja, die Erstickung der evangelischen Mission auf den in Betracht kommenden Gebieten bedeuten. Die russisch-orthodoxe Kirche ist, das hat die evangelische Kirche Rußlands reichlich erfahren, im höchsten Maße unduldsam, und der Staat stellt willig seine Macht zur Unterdrückung aller nichtorthodoxen Bestrebungen zur Verfügung. Es ist doch sehr bezeichnend, daß es auf dem ganzen großen von Rußland beherrschten Ländergebiete überhaupt keine evangelische Heidenmission gibt.

Würden dagegen durch einen erfolgreichen Krieg die Japaner maßgebenden Einfluß über Korea und die Mandschurei gewinnen, so würde das für die christliche Mission zum mindesten keine Hemmung bedeuten. Wie die japanischen Behörden in Japan selbst die Mission ruhig gewähren lassen und ihr fast gar keine Schwierigkeiten bereiten, so würden sie zweifellos auch in den Ländern tun, über deren Geschick der jetzt tobende Krieg entscheiden wird. Und mehr verlangt die evangelische Mission gar nicht. Sie wünscht keine Erfolge, die durch einen mehr oder weniger starken Druck der Behörden herbeigeführt sind, sondern ihr Ideal ist's, Bekenner aus völlig freier Überzeugung und auf Grund eigener Entscheidung zu gewinnen.

Doch, wie auch die Würfel fallen mögen: Der Fortschritt der Heidenmission hängt im letzten Grunde nicht von Menschengunst und Ungunst ab, sondern von dem, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Ihm sei das Werk der Heidenmission in dieser ernsten Zeit besonders innig befohlen!

Weimar. Arper.

*) Bis jetzt macht sich nach einer Mitteilung des kürzlich von einer Urlaubsreise nach Japan zurückgekehrten Missionars Pfarrer Schiller eine Störung der Missionstätigkeit durch den Krieg kaum bemerkbar.

Die Lebensphilosophie einer Königin.

Von Ernst Böhme, Pfarrer in Kunitz bei Jena.

II.

Mancher Leser mag wohl bei solchen ihm bisher völlig fremd gewesenen Gedanken zunächst bedenklich den Kopf schütteln, unserer Philosophin aber ist es eine wirklich ernste Sache um solche Reflexionen, die nicht etwa in Widerstreit mit den Postulaten ihrer christlichen Weltanschauung geraten, vielmehr ihr diese Postulate in ihrer sittlichen Kraft noch gesteigert erscheinen lassen, im Übrigen aber auch in Beziehung gesetzt werden zu so manchem dunklen Lebensrätsel, das die Menschen bisher vergeblich zu lösen versucht haben. So ist es besonders interessant, zu sehen, welche Gedanken in bezug auf frühes Sterben der Menschen sich aus der Annahme einer Präexistenz und Metempsychose ableiten lassen, ohne daß freilich solchen Gedanken irgendwie dogmatisches Gepräge verliehen wird. „Es ist auch möglich" — so lesen wir im Abschnitt „über die Seele" — „daß frühere Existenzen eine Art von Selbstverurteilung herbeiführen, unter ungünstigen Umständen wiedergeboren zu werden oder gar gezwungen zu sein, das Böse zu tun, ein Dämon zu sein auf der Erde, bis auf diese Weise ein anderes Dasein erfüllt oder gebüßt ist. Umgekehrt muß es auch vorkommen, daß die Seele die Verhältnisse, die sie versucht, ungünstig findet und den Körper wieder verläßt, um sich einen besseren zu suchen. Das heißt für die Menschen dann frühes Sterben. Vielleicht sind sie selbst an dem frühen Sterben schuld, weil sie der Seele nicht die körperliche und geistige Nahrung zugeführt haben, deren sie bedurfte." Auch in dem Kapitel über „Reinheit" kommt die Verfasserin wieder auf das Problem des frühen Sterbens zurück und hier spricht sie Gedanken aus, die ja gewiß schon manch Anderem in den Sinn gekommen sind, hier aber in der besonderen Anwendung, die sie finden, auch besonders ansprechen müssen: „Wir sehen oftmals junge Menschen sterben, die zu rein sind, um vom Erdenschmutz berührt werden zu dürfen. Wir haben selbst das Gefühl, daß sie bewahrt worden sind, indem man sie hinweggenommen hat von allem, was ihnen ihre eigene Seele verdunkelt hätte. Diese waren der Erde nur geblieben, damit die Erde daran erinnert werden würde, wie rein sie sein sollte und könnte, wie das Paradies noch immer vorhanden ist und erreichbar bleibt, wenigstens für unsern Blick, wenn wir es auch nicht mehr betreten dürfen. Aber diese Wesen tragen das Paradies in sich, sie wissen es gar nicht einmal, sie ahnen nicht, daß sie licht sind und schön und erhaben." Was aber nun das Menschenleben, so kurz oder lang es auch sei, im allgemeinen anbetrifft, so meint die Philosophin vor einer Überschätzung warnen zu müssen und betont es besonders, daß diesem Erdendasein doch nur ein relativer Wert beizumessen sei. „Sieh', Seele, du mußt nicht dem Leben so großen Wert beilegen, hier liegt der Fehler. Es ist alles viel unwichtiger, als du denkst, alles viel kindischer, als du wähnst. Das Leben ist eine große Kinderei und die Erde eine schmerzvolle Erziehungsanstalt, ein Waisenhaus, eine Besserungsschule und da gehts oft hart her und unerbittlich, aber das Ende ist eben, daß du dich aus der Schule frei machst, Seele, und selbst wanderst, ungeführt, ungescholten, ungestraft, dem Lichte entgegen, der Ruhe in die Arme." Diese Ruhe, die hier als Ziel edlen, beharrlichen Strebens bezeichnet wird und von der die Verfasserin unseres Buches in einem bedeutsamen Kapitel besonders handelt, sie ist nicht ohne Weiteres mit einem nach dem leiblichen Tode vermutlich eintretenden Seelenzustande zu identifizieren, sie muß vielmehr „vorher erreicht sein, ehe die Lippen sich schließen und keinem mehr verraten dürfen, was die Seele erlebt", sie ist „eine Errungenschaft eigenen Kampfes und eigener Kraft, das Überallemstehen der eigenen, freien, klaren Seele". Wie ernst überzeugend weiß die edle Frau von dem hohen Besitz zu reden, den sie sich selbst bereits gewonnen, und wie sind ihre Darlegungen ganz besonders geeignet, aller Unklarheit und Verschwommenheit zu wehren, die sich nur gar häufig auch auf christlichem Boden dann zeigt, wenn von Ruhe, Frieden, Seligkeit die Rede ist. An Feuchterslebens schöne, kernige Worte über die „Ruhe" im höchsten Sinne mögen wir durch Carmen Sylvas Ausführungen immer wieder gemahnt werden; auch sie wird es unterschreiben, was jener singt:

„Du Ruhe bist das höchste Gut:
Der Mensch erkämpft dich nur durch Mut,
Durch ernste Übung bitt'rer Pflicht —
Er hat dich, und sein Auge bricht."

Ruhegewinn — höchster Gewinn für die Menschenseele, aber freilich, dieser Gewinn darf nicht durch Erfüllung unnatürlicher, mönchisch-asketischer Forderungen erreicht werden, sondern auf gesunde, allen unmenschlichen Zwang und Druck ausschließende Weise soll der einzelne Mensch seinem Ziele näher kommen. Und so sieht sich gerade auf diesem Punkte ihrer Betrachtungen die Philosophin veranlaßt, gegen den indisch-buddhistischen Ruhebegriff entschieden Stellung zu nehmen, um dagegen jenen höheren und höchsten, wie ihn eine ächt christliche Welt- und Lebensanschauung in sich enthält, mit Nachdruck geltend zu machen. „Die Inder suchten der Ruhe nahe zu kommen, aber sie erreichten sie nur durch einsames Abtöten des Leibes. Dazu ist der Leib aber nicht gegeben, um ihn zu töten, so lange er uns noch dienen kann. Die Ruhe trotz des Leibes und in demselben und in der Welt und von ihr umringt zu erlangen, ist weit mehr als das indische Sichzurückziehen." Aber eben so wenig wie solches indische Sichzurückziehen und Sichabtöten zur Aufgabe gesetzt werden darf, eben so wenig können stoische Maximen zum höchsten Ideal der Ruhe hinleiten. Gleichgültigkeit, Abgestumpftheit, Apathie ist nicht gleichzusetzen mit Ruhe, Frieden und kann nicht Ziel ernsten Strebens sein, auch soll man nicht meinen, daß die vorrückende Zeit, das höhere Alter das von selbst mit sich bringen werde, was doch „das Ergebnis einer fortwährenden Selbstdisziplin" sein soll. „Siehst du, Seele, die Ruhe kommt nicht von selbst in dich hinein, weil du ein höheres Alter erreichst oder bittere Erfahrungen gemacht hast oder gleichgültig geworden bist gegen der Menschen Urteile und Lob und Tadel dich vollkommen kalt lassen. Dieses alles ist noch nicht die Ruhe. Es ist ein Teil des Weges zu ihr hin. Die Ruhe ist so groß, so hehr, so erhaben über alles, daß der Weg zu ihr steil und hart sein muß. Denn sie ist der Vorschmack des Himmels, wenn nicht der Himmel selbst. Es muß für alle körperlich Leidenden, die ihr Leiden unter höheren Gesichtspunkten zu betrachten bestrebt sind, von besonderer Bedeutung sein, was im Zusammenhang mit den oben angeführten Betrachtungen von der Verfasserin über das Kranksein des Einzelnen und den daraus zu gewinnenden inneren Segen erörtert wird. Unschwer ist aus diesen tiefsinnigen Erörterungen als stilles Leitmotiv der eine große Gedanke zu erkennen, daß denen, die Gott lieben und — so dürfen wir hier hinzufügen — die in gottgewollter Weise auch ihre eigene Seele lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Vom Büchertisch.

Delitzsch, Friedrich: Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1904. (75 S.) 1 *M.*

Gelegt hat sich die Flut der Schriften, die Delitzsch's Vorträge heraufbeschworen haben; eine Ermüdung ist bei den Streitenden eingetreten, man wartet auf neue Anregung aus dem Born der Assyriologie. In diesem neuesten Schriftchen Delitzsch's erfahren wir, daß im September 1903 28 Broschüren, 1650 Zeitschrifts- und Zeitungsartikel, ungerechnet die viele Spalten füllenden Aufsätze in nicht deutschen Zeitungen über das angeregte Thema vorlagen. Man muß zugestehen, daß seit langer Zeit keine Worte so gezündet und gewirkt haben als die des Berliner Meisters der Assyriologie, sie setzten die Federn der Christen und Juden gleichviel ob orthodoxer oder liberaler Richtung in Bewegung — wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun. Somit kann man wohl die Ironie verstehen mit der Delitzsch Seite 4 schreibt „und bei alledem enthielten beide Vorträge, wie meine christlichen und jüdischen Kritiker bis zur Ermüdung eintönig versichern: „Nichts Neues", boten sogar das Alte nicht einmal in besonders geistvoller Form".

Delitzsch hält in seiner neuesten Schrift zunächst Abrechnung mit seinen Gegnern, deren größter Teil sich der Assyriologie gegenüber im Stande vollkommenster Unschuld befindet, diesen Mangel aber durch Phrasen zu verdecken und geborgte assyriologische Flitter zu bemänteln suchen. In blindem Eifer haben viele gar nicht beachtet, daß sie gegen offene Türen anstürmten. Sehr fein kann deshalb auch Delitzsch schreiben Seite 22: „Da meine wirklichen Aufstellungen sehr schwer angreifbar waren, konstruierte man sich eine von niemandem aufgeworfene oder gar verteidigte feindliche Position: Eduard König an der Tete, Jules Oppert an der Queue, zogen die Helden alle aus, um unter Posaunenstößen eine Schanze zu stürmen, die nur in ihrem unklaren Hirn existierte." Ja, wenn die vielen geführten Streiche nicht zum größten Teil Luftstreiche gewesen wären (ich erinnere nur an Königs Broschüren), oder wenn die Sache Delitzsch's nicht Sache der Wahrheit gewesen wäre, müßte sie längst begraben sein, so aber kann er stolz und getrost zugleich sagen Seite 30: „Wer Menschenfündlein vertritt, mag gereizt und nervös werden, wenn er seine Fündlein in Gefahr sieht, wer aber wie ich auf monumentalem Boden steht, der verliert selbst hunderten von theologischen Angreifern gegenüber, ja selbst wenn alle (deutschen) Assyriologen gegen ihn wären, auch nicht einen Augenblick seine Freudigkeit und Ruhe." Seite 16 wendet sich Delitzsch dem Hauptvorwurf zu, der ihm gemacht ist, er habe den Monotheismus Israels aus Babylon hergeleitet; dies sei von ihm nicht nur nicht gesagt, sondern das habe er „mit unzweideutigen Worten nachdrücklichst zurückgewiesen". So sind seine Worte wohl zu verstehen: Es ist unverantwortlich, daß ein Professor der evangelischen Theologie, der „Hauptrufer im Streit", Eduard König in Bonn . . . . infolge vollkommenster Unwissenheit auf dem Gesamtgebiete babylonischer Forschung jene törichte Anklage erhob, ja, daß er auch jetzt noch (10. Aufl. Seite 37), unfähig oder zu träg, sein Schriftchen „Bibel und Babel" entsprechend zu ändern, trotz meiner Richtigstellungen fortfährt, ein Kapitel zu überschreiben: „Stammt der alttestamentliche Monotheismus aus Babylonien?"

Man kann ruhig zugeben, daß viele Gedanken Delitzsch's den Gelehrten unserer Tage nicht neue waren, aber sie sollten es ja auch gar nicht sein, sie sollten es aber auch den Gebildeten nicht sein. Wie aber der erbitterte Streit, der Unverstand so mancher Behauptung gezeigt hat, waren sie es doch. Die Frage der Verbalinspiration ist für den Theologen längst gelöst, aber hat sich die offizielle Kirche auch dazu bekannt? Hat man sich dazu bequemt, in unseren Schulen eine geschichtliche Betrachtung des Alten Testaments einzuführen, wie es sich doch längst geziemte? Lastet es nicht gerade wie ein alter Fluch auf diesen Bildungsstätten unseres Volkes, daß die Lehrer mit einer Ausrüstung versehen werden, wie man sie vor 200 Jahren auch schon getragen hat? Heißt das vielleicht im Sinne unseres Reformators Luther leben, wenn man bei dem stehen bleibt, was er sich erarbeitet hatte, und nicht auf der Bahn weiterschreitet, die er uns gewiesen? Von der Schuld ist die theologische Wissenschaft nicht freizusprechen, daß sie ihre Errungenschaften, die Ergebnisse ihrer Forschungen nicht in gebührender Weise dem Volke zugänglich gemacht, sondern sich in aristokratischer Weise ihres Besitzstandes gefreut hat. Es genügt auch nicht, das Bedürfnis dieser oder jener theologischen Pflicht gefühlt zu haben und dann flugs mit dem Glauben hinterdrein zu kommen, es sei genug, es gesagt zu haben, treue Arbeit tut hier not und unermüdlicher Fleiß, um eine ständige Revision der Dogmen in Fluß zu bringen und zu erhalten. Dies Verdienst gebührt Delitzsch in hohem Maße. Er hat vielen ernsten Betrachtungen Bahn gebrochen, er hat mit unerbittlicher Hand die Ruhe der Kirche angetastet, was Wunder, wenn diese aufgestört nun bellt und knurrt, ihn anfeindet, anstatt ihm hierfür Dank zu wissen.

Von Bedeutung sind auch in dieser Broschüre Delitzsch's Hinweisungen für die Beschaffung nicht einer Schul- sondern Volksbibel. Eine Läuterung des Alten Testaments nach seinem religiös-sittlichen Inhalt und Wert würde sicherlich reiche Frucht tragen. Auch dabei muß es einleuchten, daß Religion nicht besteht im Auswendiglernen alter Sagen und Geschichten, sondern daß sie allein lebendige Herzensgemeinschaft mit Gott ist. So würden denn auch viele davor bewahrt werden „mit dem ihnen in religiös-sittlichen Fragen längst unnütz und entbehrlich, wohl gar anstößig gewordenen Ballast vieler alttestamentlicher Teile ihrer Bibel diese selbst über Bord zu werfen".

Im weiteren kommt Delitzsch auf die Sabbat- und Offenbarungsfrage zu sprechen. Er will Gottes Offenbarung nicht allein auf Israel beschränkt wissen, sondern vor allem auch in der Geschichte erkennen. Sodann wird die so viel aufgeworfene Behauptung widerlegt, daß Israel frei und ledig sei all der Grausamkeiten, wie sie Babylonier und Assyrer ausgeübt haben. Die Geschichte lehrt, daß das „auserwählte" Volk absolut nicht berechtigt ist, über Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten seiner Nachbarn zu klagen.

Zum Schluß kündigt der Verfasser seinen dritten abschließenden Vortrag über die Babel-Bibelfrage an. Sicherlich wird er wie die anderen die größte Verbreitung finden. Wir wünschen, daß das Interesse unseres Volkes, das nun geweckt ist, wach bleiben und daß die Segensspuren dieses Streites allen bald recht fühlbar werden, daß sie nicht vergehen mögen, wie die Wellen des Kiels, gezogen in des Meeres bewegter Flut. Dr. T.

Hans Gallwitz. Die Grundlagen der Kirche. Thüringische Verlagsanstalt. 223 S.

Der Titel: „Die Grundlagen der Kirche" ist nicht, wie ich erwartete, die Überschrift über einen Versuch, neue Grundlagen nachzuweisen, auf denen die Kirche der Zukunft aufzubauen ist. Vielmehr weist der Verfasser, alte dogmatische Anschauung kritisierend, nach, welches die wahren Grundlagen der Kirche Christi sind. Allerdings haftet dieser Nachweis nicht an der Vergangenheit. In allgemeinen Zügen wird die Zukunft angedeutet, aber ohne besonderes Eingehen auf Einzelheiten der kirchlichen Ordnungen. Wir haben also ein Buch vor uns, das zum Nachdenken anregt, keine fertigen, greifbaren Resultate darbietet. Als lebendige Anregung habe ich den reichen Inhalt des Buches dankbar empfunden und möchte darum das Werk des freien und frommen Verfassers empfehlen. — Als besonders wertvolle Gedankenreihen, die Anlaß zu eingehender Besprechung bieten, nenne ich drei: 1) die in der Sozialdemokratie gegebene Situation, oder die Frage, was ist von Seiten der Kirche zu tun, um den der Kirche entfremdeten und, so wie die Dinge liegen, für das Evangelium unempfänglichen Massen den Segen des Christentums zu erschließen. 2) Das Thema, das Verfasser im Vorwort selbst angibt und namentlich im ersten Hauptteil (65 Seiten) ausführt: „nach einer einheitlichen, christlichen Kultur zu trachten, in welcher Diesseits und Jenseits, Natur und Gott, Wissen und Glauben, Erkenntnis der Vergangenheit und Arbeit an der Gestaltung der Zukunft nicht mehr als unvereinbare Gegensätze empfunden werden". 3) Der Zusammenhang, in den die Kirche Christi mit Schöpfung und Vorsehung gebracht wird. Dieser Zusammenhang ist eigentlich das Hauptthema des ganzen Buches, und die neuen, eigenartigen Gedanken über Schöpfung und Vorsehung habe ich wenigstens als das Beste, das sich von dem Übrigen merkbar als solches abhebt, empfunden. — Die volle Anerkennung, die ich dem Verfasser zolle, darf mich nicht hindern, aufs schärfste die Behauptung zu tadeln, daß die frühen Ehen des Arbeiterstandes die Wurzel alles Uebels seien. Gallwitz fordert geradezu die staatliche Festsetzung der Ehemündigkeit auf höhere Lebensjahre. Wir haben doch in den letzten Jahren genügend Erfahrungen gesammelt über das Elend der unehelichen Kinder, über Prostitution und Geschlechtskrankheiten, um zu wissen, daß der Arbeiterstand infolge früher Heiraten den sogenannten höheren Ständen die Wege weist, auf denen eine Besserung der trostlosen Zustände sich erreichen läßt. So sähe ich am liebsten die Ausführungen über „Die Voraussetzungen des Vorsehungsglaubens in der Gegenwart" ganz gestrichen. Sie sind gedankenlose Schwätzereien greisenhafter Sozialpolitiker, die vom praktischen Leben keine Ahnung haben, Oder sie sind etwas Schlimmeres, was man von dem geistvollen Verfasser eher annehmen könnte, nämlich eine unchristliche Logik, die in der Absicht, einzelnen Klassen die göttliche Vorsehung fühlbar zu machen, die Massen der sterbenden und verderbenden unehelichen Kinder einfach sterben und verderben läßt, als seien sie der Umweg für die göttliche Vorsehung, um zu einigen tüchtigen Leuten zu kommen.

Hirschberg. Maximilian Gebhardt.

Der Kampf der Weltanschauungen. Von Professor D. Wilhelm Schmidt in Breslau. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1904, 3.60 ℳ.

In dem Kampf der Gegenwart um die Bildung einer Weltanschauung will der Verfasser eine Einführung in die Weltansichten bieten, die vom christlichen Standpunkt aus zu bekämpfen sind. Dieselben werden in ihren Hauptvertretern vorgeführt. Es sind dies der Positivismus (A. Comte), der Materialismus (L. Büchner), der Monismus von Hegelschen Ansätzen aus (D. F. Strauß), der Illusionismus (L. Feuerbach), die Entwicklungstheorie von theistischer Voraussetzung aus (Darwin), der Monismus auf evolutionistischer Grundlage (E. Häckel), der dualistische Monismus (J. Hart), der Neukantianismus (F. A. Lange). Mit Sachkenntnis, mit reichem biographischem Material und gut ausgewählten Belegstellen werden diese Richtungen anschaulich charakterisiert. Gegenüber den von jener Seite aus gegen die religiöse Weltbetrachtung gerichteten Angriffen führt Schmidt aus, daß die Naturforschung die eigentlichen Ursachen der Erscheinungen nicht zu ermitteln vermöge. Hierfür ist bemerkenswert, daß einige der genannten Denker in Widerspruch mit ihrem System doch nicht auf alle religiöse Empfindungen und Motive verzichten. So kommen wir immer wieder auf den Gottesgedanken hinaus. Und es bleibt die Hoffnung, daß unser Geschlecht die religiösen Ideale der Väter sich bewahren wird. — Das dürfte der Hauptinhalt des Buches sein, das mit warmer religiöser Begeisterung geschrieben ist und zugleich sich durch eine vornehme Polemik auszeichnet, die die gegnerische Anschauung verständnisvoll wiederzugeben bestrebt ist. Durch diese Vorzüge in Verbindung mit einer gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch aufs beste empfohlen. (Eine Differenz betr. des Urteils über den Neukantianismus unterdrücken wir. Nach unserer Meinung kann F A. Lange nicht als der „typische" Vertreter desselben gelten. Rec. hält die von H. Cohen angebahnte Neubegründung der Kantischen Philosophie für den besten Weg zur Bildung einer sicher fundamentierten Weltanschauung.)

Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung. Von Oberpfarrer Fr. Daab. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr, 1903, 80 ₰.

Im Gegensatz zum englischen Sonntag verlangt Verfasser einen deutschen Sonntag, wie er der reformatorischen Auffassung entspreche. Er führt dann sehr richtig aus, wie der Sonntag nicht aus dem jüdischen Sabbat, sondern neben demselben entstanden, und daß er in erster Linie Kultustag sei, nicht Ruhetag; letztere Forderung sei erst hinzugetreten. Jenes sei auch Luthers Meinung, der damit auf Jesus zurückgehe. Die Kirche muß daher nach Sonntagsheiligung streben, nicht nach gesetzlicher Ruhe; diese sei Sache des Staates.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 29.

Bremen
Berlin.

16. Juli 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Exjesuit Berlichingen vor Gericht. — Der Frauenkongreß in Berlin. II. Von einer Frau. — Die Generalsynodalwahlen in Baden. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Exjesuit Berlichingen vor Gericht.

Bekanntlich war Würzburg im Winter 1902/03 der Schauplatz einer wüsten Protestantenhetze. Der katholische Priester Adolf v. Berlichingen, ein ehemaliger Jesuit, hielt „populär-wissenschaftliche" Vorträge über „Reformation und Revolution". Hierzu waren „die Angehörigen aller Richtungen" eingeladen. Die Schmähungen Luthers und der Reformation, die sich Herr v. Berlichingen in diesen Vorträgen erlaubte, waren ebenso einfältig als dreist und entfachten die Leidenschaften derart, daß ein Protestant, der an einem der Vortragsabende sein Mißfallen in unzweideutiger Weise kund gab, blutig geschlagen wurde. Nun befaßte sich der Staatsanwalt mit dem friedenstörenden Auftreten des freiherrlichen Priesters; aber dank dem famosen § 166, der de facto nur die römische Kirche schützt, mußte die Anklage gegen Berlichingen fallen gelassen werden, obwohl er gesagt hatte, in der Reformation — manche Zuhörer wollten vernommen haben: im Protestantismus — beruhe alles auf Lug und Trug. Erst durch das tatkräftige und überlegene Eingreifen des evangelischen Bundes wurde dem Fanatiker der Mund gestopft.

Vor einigen Tagen hatte dieser „konfessionelle Winterfeldzug" ein Nachspiel. In der Zeit des heißesten Kampfes hatte der Würzburger Lehrer Jakob Beyhl zur Beleuchtung der Berlichingenschen Geschichtsklitterung eine Broschüre geschrieben. Sie trug die Überschrift: „Ultramontane Geschichtslügen". Berlichingen behauptete alsbald, Beyhl sei gar nicht der Verfasser dieser Publikation; Schell sei sein Hintermann. Auf eine unter Ehrenwort abgegebene Versicherung Beyhls antwortete Berlichingen im 22. Heft seiner auch im Druck erscheinenden „historischen Vorträge", daß er dieser Versicherung keinen Glauben schenke.

Es verdient allgemeineres Interesse, wie Berlichingen Beyhls Unglaubwürdigkeit begründet hat: „Herr Lehrer Beyhl wird wohl wissen, daß Luther auch eine tüchtige Lüge zu Gunsten seiner Kirche für erlaubt erklärt hat; (Luthers Beichtrat an den Landgrafen Philipp von Hessen Juli 1540: „Was wäre es, wenn auch einer um Besseres und um der christlichen [das heißt lutherischen] Kirche willen eine gute, starke Lüge täte"). Somit hat für die Anhänger Luthers der angeblich jesuitische Grundsatz Geltung: Der gute Zweck heiligt ein sittlich schlechtes Mittel. Somit wird der Herr Lehrer Beyhl auch begreifen, daß wir Katholiken keine sehr hohe Meinung von der Wahrheitsliebe derjenigen haben können, welche den Reformator bewundern, verehren und nachahmen."

Auf diese Erklärung hin hat Beyhl zur Wahrung seiner schriftstellerischen Ehre und gleichzeitig zur Wahrung eines eminent protestantischen Interesses den Freiherrn wegen verleumderischer Beleidigung verklagt. Am 2. Juli wurde der gegen Berlichingen angestrengte Prozeß vor dem Würzburger Schöffengericht unter kolossalem Andrang des Publikums verhandelt. Die Universitätsprofessoren Merkle von Würzburg (katholisch) und Müller von Erlangen (protestantisch) waren als Sachverständige geladen und haben umfassende Gutachten abgegeben. Nach der von einem Katholiken redigierten „Neuen bayerischen Landeszeitung" hat Professor Merkle u. a. erklärt: „Wenn Berlichingen ein zünftiger Gelehrter wäre, so müßte man sagen, es liegt in seinen Behauptungen eine große Unwissenheit und Leichtfertigkeit und sogar eine Fälschung . . . . Berlichingen hat weder die Ablaßinstruktionen des Erzbischofs Albrecht von Mainz noch die Epitomen des Prierias gelesen und dennoch erlaubt er sich, unter Bezugnahme auf diese beiden Dokumente dem Reformator Luther Unrichtigkeiten und Widersprüche nachzuweisen. Damit hat der Freiherr ein höchst unwissenschaftliches Verfahren bekundet."

Berlichingen wurde zu 150 *M.* Geldstrafe und $^3/_4$ der Kosten verurteilt; während Beyhl, gegen den wegen einiger scharfer Ausdrücke seiner Broschüre Widerklage erhoben worden war, 50 *M.* Strafe zahlen und $^1/_4$ der Kosten tragen muß.

Das wichtige und allgemein beachtenswerte Ergebnis dieses Prozesses besteht darin, daß von einem katholischen Kirchenhistoriker in öffentlicher Verhandlung und vom katholischen Amtsrichter im Schlußurteil konstatiert worden ist, daß der Lutherbiograph und Reformationshistoriker Berlichingen ein Ignorant ist, dessen Ignoranz nur von der Dreistigkeit übertroffen wird, womit er seine Lutherschmähungen vorgetragen hat. Diese Feststellung kann uns Protestanten wieder einmal bestärken im Glauben an das Wort: Magna est veritas et praevalebit.

Der Frauenkongreß in Berlin.

Von einer Frau.

II.

Ich komme nun zu einem der umstrittensten Punkte der Frauenforderungen, der höheren Mädchenschul- und Gymnasialbildung und dem daraus erwachsenden Studium der Frau.

Eine bessere Bildung für unsere Mädchen, wer wollte dieser Forderung widersprechen.

Gibt es besonders begabte Mädchen, die den Drang zu studieren wirklich in sich fühlen, es nicht als Sport oder Mode betrachten, gut: Studiert. Aber man mache sich doch eines klar. Fordert man für Knaben und Mädchen den gleichen Unterrichtsstoff, so müssen für Knaben und Mädchen mit der Zeit nach geistiger Richtung die gleichen Erziehungsgrundsätze aufgestellt werden. Das Mädchen der besseren Gesellschaft wird wie ihr Bruder zuerst auf's Gymnasium geschickt werden. Die Eltern werden sich ihr gegenüber ebenso verpflichtet fühlen es zu probieren, wie bei ihren Jungen. Und unzählige wird man so lange als möglich durchzupressen suchen, und viele wird man mit den Brüdern dann fortnehmen auf die Realschule usw.

Ja, wird es nicht schon unseren Jungen mit ihrer so viel größeren Körperkraft, auch den begabtesten, herzlich sauer, ihr Schulpensum zu bewältigen? Und unsere Mädel sind doch wirklich gerade in der Zeit des Wachstums, in der Entwicklungszeit, schonungsbedürftiger als je, die soll man dann ebenso wie die Buben quälen mit endlosen Schulstunden, Arbeiten, Examina 2c.? Man sehe sich doch unsere jungen Mädchen an, wenn sie ihr Lehrerinnen-Examen gemacht haben; die meisten von ihnen sind dann bleichsüchtig und nervös, oft fertig mit aller Kraft.

Wie kann man das so verallgemeinern, wird man mir entgegnen. Mit der Einführung dieser Schulreformen muß aber solch Verallgemeinern mit der Zeit von selbst kommen, oder die Frauen würden eine große Bevorzugung vor den Männern beanspruchen. Liefert man ihr die gleichen Lehranstalten wie dem Mann, muß auch die Gesellschaft die gleichen Forderungen nach und nach an sie stellen. Fühlt eine Frau den unwiderstehlichen Drang zu studieren, so soll sie, wie ich schon sagte, es tun; es sind ihr darin ja schon viele Wege offen.

Ob es praktisch ist, ist wohl eine andere Frage. Wie schwer haben es auch unsere akademisch gebildeten Männer heutzutage, in ihren Beruf zu kommen. Die Lehrer momentan vielleicht ausgenommen. Ferner wird die Frau doch nicht (mit wenigen Ausnahmen) mehr als der Durchschnittsmann leisten, und es gibt wirklich schon genug studierte Durchschnittsmenschen. Außerdem würde in vielen Fällen ihr Geschlecht eben die Frau hindern.

Betrachten wir die Frau als Predigerin. Ich habe Rev. Shaw nicht gehört, wahrscheinlich spricht sie gut, sehr gut sogar, wahrscheinlich besser als viele Männer. Damit ist noch nicht gesagt, daß nun alle oder die meisten als Predigerinen gut sprechen werden. Wie viele der Männer quälen sich durch die Examina, und wie ist es mit ihrer Predigt; es würde mit den Frauen genau so sein und das wäre in diesem Fall schade, denn Frauen, die die Energie haben, sich zu diesem Beruf durchzuringen, um darin Durchschnittliches zu leisten, würden in einem Frauenberuf eben Großes leisten. Außerdem, ist's denn die Predigt allein? In der Seelsorge kommen oft die delikatesten Dinge vor; wie soll eine Frau da raten, vermitteln und sprechen.

Auf der Kanzel braucht die Kirche die Frau nicht; sie könnte ihr aber an anderer Stelle die wichtigsten Dienste tun. Auch darüber ist lebhaft diskutiert worden, bei der Frage des kirchlichen Wahlrechts.

Ich spreche an dieser Stelle um so lieber davon, denn gerade eine Protestantenvereinlerin, Frl. Zietz, ist für unsere Sache mit Mut und Begeisterung eingetreten.

Freiheit, Aufklärung, Schutz, das ist der rote Faden, der durch alle Verhandlungen in allen vier Sektionen lief; nur eines ist zu kurz gekommen, Religion und Kirche. Mich wundert das um so mehr, ja macht mich traurig, denn gerade von der Frau habe ich gehofft, daß sie auch Trägerin oder Mithelferin im Kampf um die Weltanschauung sein will. Schon rein äußerlich kann man sehen, wie wenig sich die Damen mit dem religiösen Moment des großen Befreiungswerkes befaßt haben. In ihrem Handbuch finden wir Seite 124:

Kirchen, evangelische:

Dom. Am Lustgarten. Im Bau.

Dom Interims-Kirche. Oranienburgerstraße 79, im Schloß Monbijou-Garten. Oberhof- und Domprediger Generalsuperintendent Dryander.

Dreifaltigkeitskirche. Mauerstraße 66. Konsistorialrat Lahusen.

Garnisonkirche. Neue Friedrichstraße 45. Militäroberpfarrer Goens.

Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Augusta Victoria-Platz. Besichtigung von 9—1 Uhr. Pfarrer Krummacher.

Petri-Kirche. Petri-Platz, Gertraudenstraße. Als Sehenswürdigkeit.

Parochial-Kirche. Klosterstraße 67. Glockenspiel. Als Sehenswürdigkeit.

Marien-Kirche. Neuer Markt. Prof. Scholz.

Ich will den hier aufgeführten Herren gewiß nicht zu nahe treten; aber ich meine, es muß ihnen, als den ausgesprochenen Trägern der bestehenden Form (nur einer, Prof. Scholz, rechnet vielleicht nicht ganz dazu), doch etwas sonderbar vorkommen, gerade als Redner für die vorkämpfenden, nach Befreiung des Geisteslebens ringenden Frauen aufgeführt zu werden. Und von einem Kirmß, Fischer, Graue 2c. scheinen die Damen gar nichts zu wissen.

Beim kirchlichen Wahlrecht stießen die Parteien aufeinander. Für das Wahlrecht waren alle, und es ist doch auch nicht wunderbar, daß die Frauen, die zumeist die Kirche besuchen, ihren Geistlichen mit aussuchen wollen. Sind in den Körperschaften $^3/_4$ Männer und $^1/_4$ Frauen, dann ist keine Gefahr, daß die Kirche verweiblicht. Das Referat über das kirchliche Wahlrecht, für das sie auf's wärmste eintrat, hatte Frl. P. Müller-Hannover, Vorsitzende des Evangelischen Frauenbundes. Sie trat dafür ein mit der Klausel, nur betätigte Männer und Frauen zu wählen; ich kann wörtlich ihre Rede nicht wiedergeben, aber der Sinn war deutlich zu erkennen: positive Männer und Frauen in die Körperschaften zu wählen. Sie hofft, durch die Betätigung der Frau werden sich die leeren Kirchen wieder füllen, das eingeschlafene kirchliche Leben wird wieder mehr geweckt werden. Dieselbe Meinung wie Frl. Müller vertraten noch zwei andere Rednerinnen.

Ich hätte ihnen gern erwidert: ja, bis jetzt haben bei uns in Preußen die Positiven die Führung gehabt; wie kommt's denn, daß gerade da die Unkirchlichkeit so sehr zugenommen hat. Ist's da nicht vielleicht wenigstens zu überlegen, ob die gebildeten Stände der Kirche vielleicht gerade fremd geworden, weil die positive Richtung ihnen eben nicht bietet, was ihre Seele verlangt.

Frl. Zietz-Hamburg berichtet, daß Hamburger liberale Frauen Fragebogen, das kirchliche Wahlrecht betreffend, an 90—100 Professoren gesandt, fast alle hätten zustimmend geantwortet; darauf hätten sie Fragebogen an 300 Geistliche gesandt. Auch da viel zustimmende Antworten, aber auch viele, aus denen nicht ja und nicht nein zu entnehmen war. Ferngehalten hätten sich ihnen gegenüber merkwürdigerweise die Kreise, die sonst dafür sind. Dringend warnte die Rednerin vor Zersplitterung, legte zu gleicher Zeit energisch Protest dagegen ein, daß nur bestimmte Kreise zur Mitarbeit herangezogen werden sollten. Und wir müssen es ihr an dieser Stelle danken, und ich glaube das nicht besser zu können, als indem ich versuche, ihre Worte wiederzugeben: „Ich bin Protestantenvereinlerin und erkläre, wir liberalen Frauen treten nicht zurück. Nicht die Frauen, die alle Sonntag in die Kirche gehen, sind gerade die brauchbarsten. Wenn man uns Liberalen vorwirft, wie eine der Vorrednerinnen, wir arbeiten ein halbes Jahr, und ein halbes Jahr arbeiten wir nicht, so kennt man uns eben nicht, wir halten unsere Fahne ebenso hoch wie unsere Schwestern."

Ich aber sage, wir Liberalen in Preußen, wir halten sie höher, denn wir kämpfen mit Gut und Blut für unsere Überzeugung. In positiver Sache bei uns zu arbeiten ist keine Kunst, das bringt Ansehen. Eins möchten doch unsere Gegner immer bedenken, wenn's uns nicht ernst wäre, wir gingen den bequemen Weg. Einen freiwilligen Kampf, bei dem sogar oft der Sieg zweifelhaft ist, den nimmt nur der auf, der für seine Überzeugung eben nicht nur lebt, nein, auch — stirbt. Aber eins können und müssen wir Liberalen lernen, nicht nur von unseren positiven Schwestern, nein, auch von unseren positiven Männern. Sie sind, wenn es sich um kirchliche Angelegenheiten, um äußere, um innere Mission handelt, stets voran, das sieht man auch hier wieder.

Uns liegt aber mehr daran, werden Sie mir entgegnen, unserem Volke wieder zu einer klaren, christlichen, protestantischen Weltanschauung zu helfen. Ja, meine Herren, Sie können

keine Pferde fahren ohne Zügel und kein Haus bauen ohne Lehm. Was führt die Menschen meist zu Ihnen? Das Trostbedürfnis, die Not, die Sünde und vieles Äußere noch. Meist kommt man den Menschen innerlich nahe nur durch dies Äußere. So müssen wir eben auch mehr Mittel und Wege noch als jetzt haben aus unserer Richtung heraus, und dazu brauchen die liberalen Männer uns Frauen, die müssen sie suchen und die müssen sie sich erziehen. Beteiligen sich unsere Liberalen bei der kirchlichen Wahlagitation der Frauen zu spät, so werden sie eben mit positiven Frauen in vielen Gemeinden arbeiten müssen. Bahnbrechend von liberaler Seite sind Hamburger Frauen vorgegangen. Sie richten an den 22. Protestantentag eine Petition, die in Nr. 26 des „Protestantenblattes" schon erschien, die ich aber hier noch einmal in Erinnerung bringe.

Die unterzeichneten Frauen ersuchen den Vorstand des Deutschen Protestantenvereins, am 22. Protestantentage im Oktober 1904 in Berlin die Annahme der folgenden Resolution vorzuschlagen:

Der 22. Deutsche Protestantentag spricht den Wunsch aus, daß die Zweigvereine mehr, als es bisher geschieht, ihre weiblichen Mitglieder zur Mitwirkung an den Aufgaben der Vereine und an den Arbeiten der Vorstände heranziehen mögen.

Begründung:

Es scheint uns eine Pflicht der Gerechtigkeit, den Frauen, die in großer Anzahl zu den ordentlichen Mitgliedern der einzelnen Vereine gehören, die das aktive Wahlrecht zum Vorstande ausüben, auch das passive zuzugestehen. Frauen nehmen an allen Veranstaltungen der Protestantenvereine in größerer Anzahl als die Männer teil und sind stets bereit gewesen, die Interessen der Vereine zu unterstützen. Frauen, denen in vielen Fällen die Erziehung der Jugend zufällt, sollten doch dorthin berufen werden, wo es gilt, wahrer Religiosität und echtem Christentum eine Bahn zu brechen.

Es ist sehr wünschenswert, daß diese Petition von möglichst vielen Frauen unterschrieben wird. Frauen, welche zum Unterschreiben bereit sind, werden gebeten, ihren Namen möglichst bald an Fräulein Martha Zietz, Eutin, Weberhain 4, zu schicken.

Ich hoffe, daß auch unter den Berliner liberalen Frauen sich viele finden mögen, die nicht nur sich anschließen, nein, die auch mitarbeiten und werben.

Noch vieles möchte ich berichten von all' dem Großen und Schönen, was der Frauenkongreß gebracht, aber ich würde für den Rahmen unseres Blattes zu weitschweifig. Ist das Interesse des einen oder des anderen Lesers vielleicht durch diese Zeilen geweckt, so ist es ihm ein leichtes, sich in den Fachschriften die später erscheinenden Berichte kommen zu lassen.

Was ich mit meinen Zeilen wünschte erreicht zu haben, ist das: In unseren Leserkreisen Vorurteile gegen die Frauenbewegung zu zerstreuen, Interesse für die auch unsere Gesinnungsgenossen betreffenden Fragen zu wecken. Gewiß haften Mängel und Fehler wie jedem Anfang auch dieser jungen Bewegung an, aber — die Frauen werden lernen. Sie werden lernen nicht nur vorwärtsgehend, sondern auch beschneidend, Auswüchse ausmerzend.

Ein eigenartiger Kulturkampf vollzieht sich, und den werden auch wir Protestantenvereinler nicht nur, so hoffe ich, mit erleben, sondern mit leben.

Die Generalsynodalwahlen in Baden

sind eigentlich in aller Ruhe vor sich gegangen. Davon, daß die Mannheimer Anträge irgendwo besondere Aufregung verursacht gehabt hätten, ist keine Rede. Das theologische Parteiblatt der Konservativen hatte zwar einige entschiedene, mit einer Ausnahme nicht einmal allzu scharfe Artikel gebracht, welche aber über den nur mäßig großen Kreis der Leser kaum viel hinausgedrungen sind. Das religiöse Blatt dieser Partei, das „K.- u. Volksbl.", hatte die ganze Angelegenheit auffallend unaufgeregt behandelt, ohne die agitatorische Kraft, mit der es in früheren Zeiten ab und zu das Bekenntnis der Kirche verteidigte. Das politische Blatt endlich, die „Badische Post" konnte mit seinen paar Aufsätzen auch kein Leben erwecken, da es allem Anschein nach nur über eine kleine Gemeinde von zusammenschlossen und daß im „Korr.-Bl." eine Zeitlang eine Reihe von Aufnahmen in die Partei verzeichnet war. Wenn eine stärkere geheime Agitation stattgefunden und der Zahl nach nennenswerten Erfolg gehabt hat, so ist des Bekenntnisstandes und des Friedens innerhalb der Landeskirche. Ob die konservative Partei im Geheimen infolge der Mannheimer Anträge schärfer agitiert hat und mit irgend welchem nennenswerten Erfolg, ist nicht bekannt geworden. Nur das, daß in Mannheim sich die Anhänger dieser Seite der Kirche zu einer örtlichen Vereinigung Abonnenten verfügt. So hat sich schon die Wahl der Wahlmänner zur Wahl der weltlichen Abgeordneten in aller Stille vollzogen und man hat nirgends etwas davon gehört, daß die Wähler dieser Wahlmänner, d. h. die Mitglieder der Kirchengemeinderäte, aus den Mannheimer Anträgen ein Schlagwort sich gebildet hätten im Sinne der Erhaltung das doch bei den Wahlen zur Generalsynode nicht hervorgetreten.

Im Gegenteil! Den Prophezeiungen ängstlicher oder überscharfsichtiger Beobachter zum Trotz (vgl. Nr. 20 der „Chronik der Chr. W.") sind die Liberalen gestärkt aus der Wahl hervorgegangen, d. h. die Sache liegt folgendermaßen. In der letzten Generalsynode saßen neben 11 liberalen Geistlichen 4 mittelparteiliche und 9 konservative. Die Mittelparteiler sind ganz verschwunden! Sie haben früher einmal gehofft, das „Zünglein an der Wage" zu sein und sind nun völlig ausgeschaltet. Das kommt davon, daß das Mittelparteiliche seinem Wesen nach das minder Zuverlässige ist. Die Orthodoxen hatten aber damals, als im Oberkirchenrat die Stellen neu besetzt wurden, zum Teil eine so scharfe Sprache geführt (einer derselben pflegte die Liberalen schlichtweg „Christusleugner" zu nennen und ein anderer redete schon davon, daß die goldene Zeit des Liberalismus vorüber sei), daß es nicht nur innerhalb der konservativen Partei selbst zu heftigen Auseinandersetzungen kam, sondern daß manche bisher nicht so entschieden auftretende Liberale wieder näher an ihre Freunde heranrückten. So wollten die Liberalen offenbar auch jetzt bei den Wahlen nicht mitten durch schwenken, sondern klar und entschieden mit ihrem Standpunkt herausrücken, wie auch die Orthodoxen es darauf anlegten, ihre ausgesprochenen Führer unterzubringen. Das Endergebnis war, daß die Liberalen diesmal durch 14 Geistliche, die Konservativen nur durch 10 vertreten sind.

Noch ungünstiger steht für die Konservativen, wenigstens der äußeren Zahl nach, die Sache bei den Weltlichen. Hier müssen sie sich mit 7 begnügen, während die Liberalen mit 17 da sind. Eine noch nicht gelöste Frage ist freilich die, ob diese letzteren „stramm liberal" sind. Man weiß das deswegen nicht, weil ein großer Teil derselben der Generalsynode bisher nicht angehört hat und weil die liberalen Wahlmänner größtenteils viel zu wenig ausgesprochene Parteimänner sind, als daß sie bei der Aufstellung der Kandidaten ihr Augenmerk auf besondere Strammheit derselben gerichtet hätten. Daher kommt es auch, daß die Orthodoxen von einigen der gewählten Weltlichen voraussetzen, daß sie mild und versöhnlich seien und keine Stütze des entschiedenen Liberalismus. Es sei übrigens bemerkt, daß der Vater der Mannheimer Anträge, Rob. Bassermann, unter den Gewählten sich befindet.

Die künftige Generalsynode wird also 31 liberale und 17 konservative Abgeordnete haben. Dazu kommen noch der Prälat, welcher liberal ist, und 7 vom Großherzog ernannte geistliche und weltliche Vertreter, über deren Richtung sich im Augenblick noch nichts sagen läßt.

Da die Reform des Religionsunterrichts auf der Tagesordnung steht, ist es gut, daß der Vorsitzende der liberalen Kommission, welche einen von den Diözesansynoden freilich abgelehnten Entwurf gemacht hatte, Stadtpfarrer Rapp von Karlsruhe, und der den Liberalen zugehörige Lehrer Herrigel von Heidelberg (zum erstenmal ein Lehrer) gewählt wurde. — Die äußeren Angelegenheiten

des Pfarrstandes werden durch den Vorsitzenden des Pfarrvereins, Stadtpfarrer Ludwig in Baden und seinen Redakteur Pfarrer Haag in Weiler, vertreten sein. Sehr schade ist es, daß Pfarrer Max Christlieb von Freistett sich nicht unter den Gewählten befindet. Das Los entschied gegen ihn zu Gunsten eines nicht ganz so strammen liberalen Kollegen. Ferner haben es die Liberalen der Ungunst des Loses zuzuschreiben, daß der Verfechter der Wohlfahrtspflege auf dem Lande, Pfarrer Nuzinger in Gutach, gegen einen orthodoxen Amtsbruder durchfiel, der übrigens seinerzeit warnend seine Stimme erhob, als die Orthodoxen die sogen. „Konferenz", in der sie sich gesammelt haben, zu einer eigentlichen Partei umzugestalten suchten, anstatt sie bescheidener eine einfache „Arbeitsgemeinschaft" sein zu lassen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Vom XV. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau sind nun den Mitgliedern die bei Vandenhoeck und Rupprecht erschienenen Verhandlungen (die Debattereden nach stenographischer Nachschrift) zugegangen; sie sind auch im Buchhandel für 2 Mk. zu haben. Der wertvollen Arbeiten willen empfehlen wir ihn unsern Lesern angelegentlich. Die Mitgliedschaft beim Kongreß erwirbt man durch Einsendung von mindestens 5 Mk. an den Generalsekretär Pfarrer lic. Schneemelcher-Rummelsburg.

Diakonissen. Der „Kaiserswerter Verband" gibt eine statistische Zusammenstellung über das Wachstum der Diakonissensache, die wir dem „Rchsb." Nr. 160 entnehmen. Es sind nur wenige Diakonissenhäuser diesem umfassenden Verband nicht oder noch nicht beigetreten: Mutterhäuser zur Ausbildung von Diakonissen: 1864: 30, 1875: 50, 1884: 54, 1894: 68, 1904: 79. Diakonissen: 1864: 1592, 1875: 3239, 1884: 5653, 1894: 10412, 1904: 16510. Die Arbeitsfelder: Stationen-Pflegestellen sind ebenso gewachsen und wachsen leider schneller als die Zahl der Schwestern. 1864: 368, 1875: 866, 1884: 1742, 1894: 3641, 1904: 5822. Wie viele Arbeitsfelder aber müssen brach liegen um des Schwestermangels willen. Die Einnahmen sind gestiegen von 813273 Mk. im Jahre 1864 auf 15392004 Mk. im Jahre 1904. Auf die einzelnen Länder verteilen sich diese Schwestern:

Deutschland	50	Mutterhäuser	12821	Schwestern	4793 Stationen.
Österreich	1	„	74	„	20 „
Rußland	7	„	298	„	92 „
Skandinavien	3	„	1061	„	383 „
Niederlande	9	„	437	„	105 „
Frankreich	2	„	108	„	37 „
Schweiz	4	„	1215	„	352 „
Nordamerika	3	„	136	„	40 „

Die XI. Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz wird vom 26. bis 29. September in Rostock tagen; von den Vorträgen seien folgende Themata genannt: Generalsuperintendent D. Kaftan: Taugt das evangelisch-lutherische Bekenntnis für das 20. Jahrhundert? Oberpfarrer Seidel-Lichtenstein: Was können wir tun, daß die Landeskirche Volkskirche wird? Professor Dr. Boeckh-Augsburg: Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Bischof Ullman in Straugnas: Die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets bei der jetzigen Lage unserer evangelisch-lutherischen Kirche.

Protestantisches.

(Berlin.) Am 3. Juli ist das Schleiermacher-Denkmal vor der Dreifaltigkeitskirche enthüllt worden. Der Tatsache können wir uns freuen, daß dieser größte unter den Theologen und Kirchenmännern seit Luther den Evangelischen nun im Bilde vorgestellt wird. Ob nun auch die, die ihm dies Denkmal setzten (es sind viele vom preußischen Kirchenregiment dabei gewesen), seinem Geiste Ehre erweisen wollen? Das uns übersandte Gedenkblatt mit Bild und Lebensabriß enthält auch einige Sprüche, die der preußischen und mancher anderen Kirchenleitung nicht übel ins Stammbuch passen: „Was nicht Gegenstand der frommen Erfahrung werden kann, das mag so auch wohl beglaubigt und aus anderen Gründen von Wichtigkeit sein, auf grundlegende religiöse Bedeutung kann es keinen Anspruch erheben." (Bei diesem Ausspruch fiel uns ein ehrliches Wort ein, das wir einmal hörten: „Die sogenannte Heilstatsache der Auferstehung Jesu zu erleben, das soll mir einmal einer vormachen; ich kann's nicht, so kann ich's auch von keinem fordern"). — „Die Reformation geht noch fort." (Wirklich? auch bei uns?!?) „Jeder freue sich, Leben erregt zu haben" (aber Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, in der Landeskirche!). „Wolle ja nicht mäßig sein im Handeln!" (auch nicht als Kirchenregiment). „Du bist überall das erste, heilige Freiheit. (Wo?!)

Lohnenden, sicheren [11]

Frauen-Erwerb

für einzelne Damen und bequemen

Neben-Verdienst

für Hausfrauen finden Sie in dem Stickereigeschäft von

Julius Ahorn, Heidelberg.

Die Arbeiten werden nach jedem Ort vergeben und unentgeltlich gelehrt.
Keine bestimmte Ablieferungszeit.
Für Prospekt ist ein mit genauer Adresse versehenes und mit einer 3 Pfg.-Marke frank. Quartkuvert einzusenden.

An der

Trinitatis-Kirche zu Charlottenburg,

an welcher bereits 4 Geistliche amtieren, soll demnächst die neu zu gründende

Stelle eines Geistlichen

besetzt werden.

Außer einer Mietsentschädigung von 1500 Mark jährlich beträgt das Einkommen 2500 Mark Anfangsgehalt, das alle 3 Jahre um 500 Mark, bis 6500 Mark, steigt. Die in Preußen zurückgelegten Dienstjahre werden in vollem Umfange, die außerhalb Preußens zurückgelegten nach Vereinbarung angerechnet.

Bewerbungen sind an uns bis zum **20. Juli d. Js.** einzureichen.

Charlottenburg, den 20. Juni 1904.

Der Gemeindekirchenrat.

Sachsen-Altenburg.

Technikum Altenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik.
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

Flügel-Harmoniums.

Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.

Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Soeben ist erschienen:

Heidjers Heimkehr.

Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.

Von Diedr. Speckmann.

Mit Buchschmuck von Th. Herrmann.
Preis 2 M. für das broschierte und 3 M. für das hochf. geb. Exemplar.

Bestellungen nehmen die Buchhandlungen sowie auch der unterzeichnete Verlag entgegen.

Carl Schünemann,
Bremen.

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte**) billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —

Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.